

reinhardt



AGNES GRAF

Komme, was wolle

EINE WAHRE GESCHICHTE
ÜBER LIEBE, VERLUST UND
DIE KRAFT DES REISENS

Friedrich Reinhardt Verlag

Dies ist eine autobiografische Geschichte.

Alle Rechte vorbehalten
© 2024 Friedrich Reinhardt Verlag, Basel
Projektleitung: Claudia Leuppi
Korrektorat: Daniel Lüthi
Gestaltung und Satz: Franziska Scheibler
Fotos: Agnes Graf
eISBN 978-3-7245-2736-7

ISBN der Printausgabe 978-3-7245-2712-1

Der Friedrich Reinhardt Verlag wird vom Bundesamt für
Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2025
unterstützt.

www.reinhardt.ch

Für *Papa* (Grossvater)



**«Eine Welt in einem Sandkorn sehen
und einen Himmel in einer wilden Blume,
die Unendlichkeit in der Hand halten
und die Ewigkeit in einer Stunde.»**

William Blake

Prolog

Lange Zeit bevor ich meine Reise durch Südamerika gemacht habe, begann eine andere. Eine, die meine Geschichte überhaupt auslöste. Sie wurde jahrelang von meiner Familie totgeschwiegen, war aber der Kern von allem, was kam. Nicht alle werden glücklich darüber sein, dass ich diese Vorgeschichte niederschreibe. Einige werden vielleicht sogar regelrecht darüber erbost sein, dass ich offen über unsere Flucht erzähle und auch den Fluchtversuch davor. Aber diese Geschichte ist wahr und ist unserer Familie widerfahren. Und nur so lässt es sich verstehen, welches Trauma im Vorfeld geschehen ist, das meinen Grossvater zu seiner Tat drängte, welche mich wiederum in Dunkelheit stürzen liess. Nur schon das Wort «widerfahren» impliziert eine Opferstellung. Einerseits stimmt das, aber die Frage ist dann immer, was man daraus macht. Bleibt man ein Opfer, oder nimmt man sein Leben in die Hand? Meine Grossmutter «Mami» hat sich nach ihrem ersten Fluchtversuch für Zweiteres entschieden.

Um die Zusammenhänge besser verstehen zu können, muss man auch die Fäden hinter unserem Puppentheater kennen. Meine Familie war von Anfang an gespalten. Einige waren in der Kommunistischen Partei, andere lediglich Sozialisten, andere wiederum waren keines von beidem, und ganz andere wiederum hatten sogar alles, was sie einmal besaßen, an die Kommunisten verloren. Dies war eine ausserordentliche Ausgangslage. Aber sind es nicht gerade die Schwierigkeiten, an denen wir wachsen können? Sind es denn nicht diese Möglichkeiten, etwas Neues, etwas Spezielles, vielleicht sogar etwas Besseres daraus hervorzubringen? Meine Familie hat es teils geschafft. Teils leider auch nicht. Und das sind die Protagonisten:

Verwandte väterlicherseits



Sarlós István, von der Familie nur «Ipi» genannt, war mein Grossonkel und während der kommunistischen Zeit der Parlamentspräsident von Ungarn.

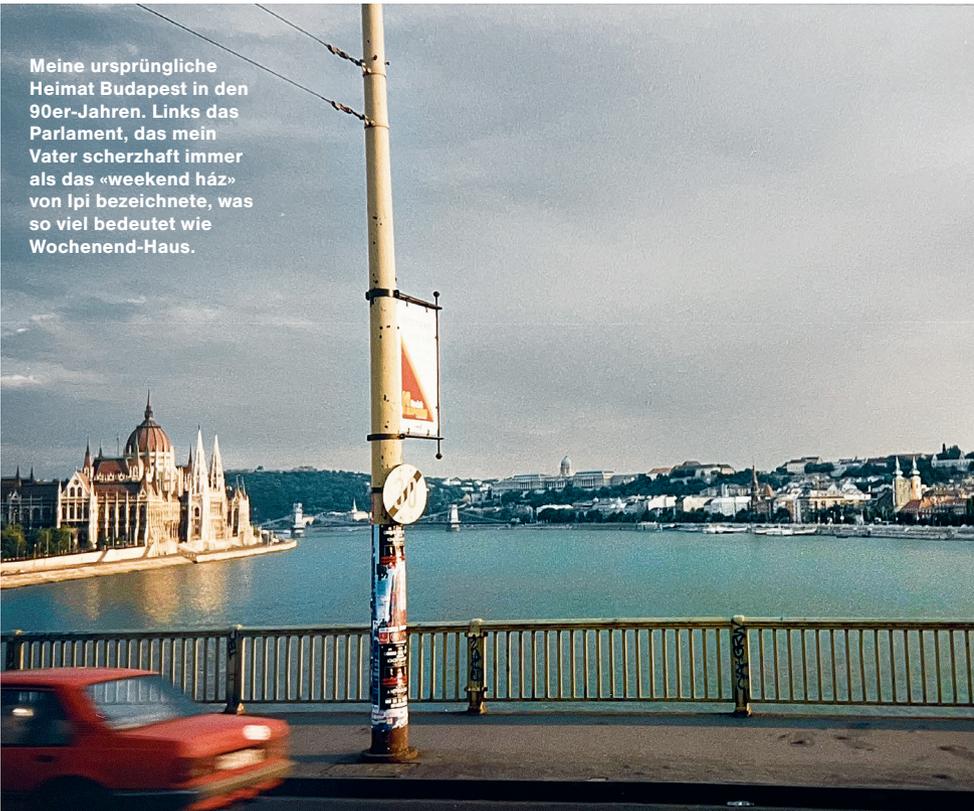


Ipi mit Jassir Arafat, dem ehemaligen Präsidenten von Palästina.

Ipi mit Michail Sergejewitsch Gorbatschow und seiner Ehefrau Raissa Maximowna Gorbatschowa.



Meine ursprüngliche Heimat Budapest in den 90er-Jahren. Links das Parlament, das mein Vater scherzhaft immer als das «weekend ház» von Ipi bezeichnete, was so viel bedeutet wie Wochenend-Haus.





Grossvater «Jappi» und Grossmutter «Nagi» waren Sozialisten. Jappi war zudem ein bekennender Atheist.



«Apu», mein Vater, und ich noch in Ungarn. Er war ein Lebemann, liebte die Gesellschaft von Frauen und pflegte «Ipi» bis zu seinem Tod.

Verwandte mütterlicherseits

«Mami», meine
Grossmutter, mit
meiner Tante
Mercédés und mir
an unserem
Ankunftstag am
13. Juli 1982 in
der Schweiz.



«Papa», mein
Grossvater, und
ich an meinem
Geburtstag in der
Schweiz. Er liebte
das Fliegen,
Trompete spielen
und seine Familie.



**«Anyu», meine Mutter,
mit mir noch in Ungarn.
Apu war ihre erste
grosse Liebe. Sie hat
mir immer gesagt,
dass ich aus Liebe
entstanden bin.**





«Gábor», mein Zieh- und Adoptivvater, in der Schweiz. Er flüchtete 1956 während der ungarischen Revolution. Ihm habe ich einen Grossteil meiner Erziehung und die Übersetzung dieses Buches ins Ungarische zu verdanken.

Gábor und Anyu.
Eine meiner schönsten
Zeiten als Familie
in der Schweiz.



Ich

**Ich, in der Fischerbastei
auf der Budaseite.**



TEIL 1

Ich

muSS

hier
raus

...Meine Richtung

Hitze

Zürich, August 2006

Die Hitze ist erdrückend und bevor meine Füsse wie zwei Hefeteigbällchen aufgehen, lasse ich sie vorsichtig in einen Behälter mit kaltem Wasser gleiten. Windstille. Weder die Vorhänge noch die Tür zu meinem Büro und auf gar keinen Fall die überquellenden Papiere auf meinem Schreibtisch bewegen sich. Der kleine Ventilator in meinem Computer kämpft derart angestrengt gegen die Hitze, dass er fast droht zu kapitulieren. Ich stiere in den Bildschirm und ein virtuelles Formular starrt zurück. Linien, Kästchen, Daten. Alles darauf wartend, von mir ergänzt zu werden. Viele Daten. Sehr viele Daten. Eigentlich hatte meine Karriere ganz verheissungsvoll begonnen. Abitur, Studium der Rechtswissenschaft und nebenbei eine Anstellung als rechtliche Assistentin in einer Anwaltskanzlei. Die Uni war imposant, meine Arbeit gut bezahlt, was hätte da noch schiefgehen können? Einiges, wie ich später überrascht feststellen durfte. Der absolute Super-GAU.

Das Telefon auf meinem Schreibtisch läutet. Wenigstens etwas, das sich in diesem Zimmer regt. Und wieder werden mir Informationen durchgegeben, die ich erfassen sollte. Wie wichtig sind eigentlich diese Daten? Ich starre die Excel-Tabelle auf dem Bildschirm weiter in der Hoffnung an, dass mich irgendjemand von dieser sinnlosen Arbeit befreit. Eigentlich müsste ich dankbar für diese Stelle sein, denn als alles zusammengebrochen ist, war sie es, die mich aufgefangen hat. Aber beim besten Willen kann ich keinen Ansporn mehr für meine jetzige Tätigkeit finden.

Mein Handy piepst und zeigt eine SMS von Simon:

«Wollen wir heute in der Seerose zu Abend essen?»

Die Seerose, die Bermuda-Bar, die Terrasse, all die hippen Restaurants in Zürich, wo man garantiert viele Menschen sehen

kann und gesehen wird. Das war bis jetzt unser Leben. Und das Leben von vielen anderen in Zürich. Man macht seine Schulabschlüsse, sucht sich einen guten Job, kämpft sich die Karriereleiter hoch, findet den richtigen Lebenspartner, heiratet, verschuldet sich beim Kauf eines Hauses, lädt Freunde ein – die vermutlich keine sind –, um das Erreichte zu präsentieren. Man wiegt sich in der falschen Annahme, dass man es geschafft hat. Und irgendwann, vermutlich leider zu spät, merkt man, dass man geschafft ist! Und als ob das Ganze nicht schon schlimm genug wäre, geschieht auch noch eine Tragödie.

Ich starre wie versteinert in den Bildschirm und sehe mein Leben an mir vorbeiziehen. Und das wars nun? Das war jetzt alles? Mehr gibt es nicht vom Leben, als diese Maschinerie? Mich schaudert es bei diesem Gedanken und ich blicke in der Hoffnung zum Fenster, dass sich endlich der Wind ankündigt und mir wenigstens eine kleine Abkühlung schenkt. Die Vorhänge baumeln wie erschlaffte Tentakel. Die Luft liegt wie eine schwere Woldecke auf mir und lässt mich nicht atmen. Ich lockere meine Bluse, kreppe die feinen Ärmel hoch. Das Wasser im Plastikbehälter unter meinem Schreibtisch hat inzwischen meine ermüdende Körpertemperatur angenommen. Meine Beine sind geschwollen und meine Gedanken fühlen sich wie Watte im Kopf an.

Ich muss hier raus. Ich kann das nicht mehr!

Blind taste ich mit den Füßen nach meinen Sandalen und schlüpfte ungeschickt hinein. Unsicher wähle ich die Nummer meines Chefs und bitte ihn, mich für den Nachmittag wegen Unwohlsein zu entschuldigen. Ich habe Glück. Im Sommer haben wir grundsätzlich weniger zu tun und er hat Verständnis. Schnell fahre ich den Computer runter und packe meine Sachen, bevor er es sich doch noch anders überlegt. Ich schliesse die Fensterläden und erzeuge dadurch einen kleinen Windstoss, der die Vorhänge erheben lässt. Eilend tapse ich die Treppe hinunter und husche unbemerkt am Empfang vorbei.

Endlich. Luft.

Ich beschliesse, bis nach Hause zu laufen. Ich brauche Zeit, um zu verstehen. Ich will das Geschehene begreifen, mich der Realität stellen. Hätte ich die Tragödie verhindern können? Trifft mich vielleicht eine grössere Schuld, als ich mir eingestehen möchte?

Bei diesem Gedanken verlässt mich mein ganzer Mut, weiterzugehen. Ich beobachte die vorbeieilenden Menschen an der Bahnhofstrasse, die sich ohne Rücksicht mit den Ellbogen und Einkaufsstützen ihren eigenen Weg durch die Menge brechen. Man sollte meinen, dass dies eine der vornehmsten Strassen Europas ist und die Menschen sich mit Respekt begegnen. Aber ich sehe nur gläserne, egoistische und zielsichere Blicke. Einer rempelt mich an und reisst meine Brosche runter. Ich gehe in die Knie, um sie im Wald von Beinen wieder zu finden, aber die Menge versperrt mir die Sicht.

Ich muss hier raus. Ich kriege keine Luft.
Ich muss diesen Strom von Leuten verlassen.
Ich muss weg!

Panisch zwänge ich mich quer durch die mir entgegenfliessende Menschenmenge und kämpfe mich zu einer Seitengasse durch. Immer wieder prallen Leute gegen mich, ein Aktenkoffer rempelt sich in meine Kniekehle und zwingt mich fast zu Boden. Eine Flut von Menschen mit Kopfhörern steuert mir entgegen, als würden sie Selbstgespräche führen. Ich versuche ein letztes Mal einen freundlichen Blick zu ergattern – ohne Erfolg. Ich gehe fast unter. Und dann erreiche ich doch noch die Hausecke zur Seitengasse. Ich drücke mich an die kühle Wand und schaue zum Himmel. Ruhig schweben kleine Wolken wie Wattebäuschchen am Blau des Himmels vorbei und die Zeit scheint sich zu verlangsamen. Ich werfe einen letzten Blick zur Bahnhofstrasse und ein Menschenrauschen lässt mich leicht zurückweichen. Ich schaue nochmals zum Himmel, atme tief durch, ordne meine Bluse und gehe die ruhige Seitengasse entlang. Und weiter. Und immer weiter. Jetzt gibt es nur noch *eine* Richtung. Nämlich diese. Und sie scheint endlich die Richtige zu sein. Denn sie ist *meine*.

Zitronen

Mein Grossvater *Papa* schien die Sonnenstrahlen gepachtet zu haben. Kein Krieg, keine Revolution und keine Kommunisten konnten ihn in meinen kindlichen Augen brechen. Er war ein Musiker und Pilot, wie es im Bilderbuch steht. Ständig summt er eine Melodie, wippte dazu mit den Hüften. Sogar der Kochlöffel wurde zur Trompete umfunktioniert, während er uns Gulyás kochte. Er lebte nach dem Motto: «Schenkt dir das Leben Zitronen, dann mach dir eine feine Limonade.» Diese Version wurde natürlich nur den Kindern gesagt. Bei den Ratschlägen für Erwachsene wurde die Limonade durch «Hol dir Salz und Tequila» ersetzt. Er war der ständige Sonnenschein. Der ewige Tänzer und Komiker. Was hat er mich durch die Lüfte gewirbelt und mit mir gelacht. Musste meine Mutter arbeiten, war er als Nanny, Koch- und Spielkumpane für mich immer da.

Aber eines Tages, als ich wohl keinen Spielkameraden mehr benötigte, alle bekocht und versorgt waren, dachte er, dass jetzt genug sei. Das Leben im Altersheim war nicht seine Welt. Er gehörte in ein Flugzeug, das er über die Wolken steigen lassen konnte, oder auf die Bühne, wo er die Trompete zum Zittern brachte. Aber nicht auf das Abstellgleis in einem ungarischen Altersheim. Er wollte nicht auf sein Ende warten und auf dem Weg dorthin auf die Hilfe von Fremden angewiesen sein. Das war nicht seine Bühne. Er hat erkannt, dass der Vorhang gefallen ist. Nachdem er alle nötigen Vorkehrungen getroffen hatte, um niemandem zur Last zu fallen, verbeugte er sich zum letzten Mal vor dem tosenden Applaus des Lebens und ging mit stolzem, aufrechtem Gang ins Licht.

Wenn ich an ihn denke, kann ich den Applaus immer noch hören.

Salz und Tequila

Ich krame nach einer Archivbox auf dem Dachboden und stöbere in meinen alten Sachen. Es muss etwas geschehen. Etwas, das mein Leben wieder – oder endlich – in die richtige Bahn bringt. Und da dieses Warten bis jetzt erfolglos war und sich kein Wunder einstellen wollte, sehe ich mich gezwungen, selbst etwas zu unternehmen.

Und wie ich so zwischen alten Liebesbriefen und anderen jugendlichen Erinnerungen stöbere, fällt mir eine zusammengefaltete Weltkarte mit Post-it-Zetteln in die Hand. Vorsichtig falte ich sie auseinander und erinnere mich, dass ich sie mit sechzehn Jahren neben meinem Schreibtisch an die Wand genagelt und alle Länder, die ich bereisen wollte, mit Nadeln gekennzeichnet hatte. Es waren auch Destinationen wie Grönland darunter. In meiner Naivität hatte ich mir Grönland als ein mit grünen Wiesen bewachsenes Land vorgestellt. Wenn ich mir jetzt so diese Weltkarte anschau, waren alle Länder markiert. Schon damals konnte ich mich schwer entscheiden und nahm lieber «alles», anstatt etwas zu verpassen.

Aber am meisten erinnere ich mich an meine Faszination für Südamerika. Dabei stellte ich mir vor, wie Einheimische in traditioneller Kleidung Zeremonien abhalten und ich sie von der Ferne beobachten kann. Dieses Bild hat mich seit jeher nicht losgelassen.

«Südamerika, Südamerika. Was wäre, wenn ich nach Südamerika reisen würde?», schwatze ich vor mich hin.

Endlich meinen alten Wunsch einlösen. Einfach gehen. Und schauen, wie es so ist. Würde mein Freund mich vermissen? Würde er meine Abwesenheit überhaupt registrieren? Was wäre mit meinem Chef? Wäre es ein grosser Ausfall, falls ich seine Statistiken nicht weiterführen würde? Würde sich ein anderes Opfer innerhalb der Firma finden, der diese hirnerlahmende Arbeit übernehmen würde?

«Was wäre, wenn ich einfach ginge?»

Jetzt oder nie

«Tu es!», höre ich eine innere Stimme sagen.

Und in kürzester Zeit habe ich alles aufgeleast, was ich vor meiner Abreise erledigen musste, habe mit meinem Chef gesprochen und um unbezahlten Urlaub gebeten. Simon hat mir eine leichte Trekking-Ausrüstung gekauft, ein Flugticket nach Quito gebucht und mich in einer Spanisch-Sprachschule dort angemeldet.

Und vier Wochen nach dem Fund der zerknitterten Weltkarte ist es dann tatsächlich so weit: Mein Abflug steht bevor. Simon begleitet mich zum Flughafen, schliesst mich ein letztes Mal in die Arme und hält sich zurück, seine Besorgnis über meinen nicht sehr gut organisierten und durchdachten Trip nach Südamerika zu zeigen. Eine kleine Ewigkeit bleiben wir in dieser Umarmung.

Jetzt oder nie,

denke ich mir und löse mich aus der Starre und tippe ihm aufmunternd auf die Nasenspitze.

«Mach dir keine Sorgen. Die Zeit vergeht schneller, als du denkst. Ich melde mich von Quito.» Mit einem Zwinkern stecke ich ihm ein Post-it mit meiner Adresse in Tumbaco entgegen. Er nickt nur und beobachtet, wie ich durch die Sicherheitskontrolle gehe, bis ich ganz im Menschenknäuel verschwinde.

Umstieg

Den ersten Abschnitt meines Fluges von Zürich nach Madrid bin ich wie in Trance. Erst als ich in der Umsteigehalle von Madrid sitze und an die geschwungene Decke starre, wird mir mein Handeln bewusst. Keine Ahnung, wie ich hierhergekommen bin. Hier sitze ich nun und betrachte weggetreten die wellenförmige Deckenkonstruktion. Plötzlich reisst mich eine laute Durchsage aus meiner Versunkenheit und lässt mich die Realität wieder wahrnehmen. Es ist der Boardingaufruf für Passagiere nach Quito. In diesem Moment realisiere ich, was um mich herum geschieht, und frage mich erschrocken, was ich eigentlich hier tue. Eine bedrohliche, kalte Welle zieht über meinen Rücken und lässt mich beim Gedanken erschauern, dass ich jetzt in dieses Flugzeug steigen muss.

Ich bin doch gar nicht auf eine solche Reise vorbereitet! Ich muss umkehren. Das kann ich nicht tun. Diese Reise kann so gar nicht gutgehen. Jetzt ist die letzte Chance, Agnes. Dreh um! Geh wieder nach Hause!

Mit Schrecken in den Augen beobachte ich die Passagiere, wie einer nach dem anderen an Board geht. Bis nur noch ich als Einzige am Gate sitze.

«Letzter Aufruf für den Flug nach Quito! Bitte begeben Sie sich umgehend zum Gate!», fordert die junge Frau vom Bodenpersonal die nicht eingetroffenen Passagiere über den Lautsprecher auf.

Jetzt oder nie. Wenn ich nicht fliege, bleibe ich vermutlich unversehrt. Falls ich fliege, könnte das aber vielleicht mein Leben verändern! Willst du so weitermachen? Willst du das wirklich? Willst du ständig darüber nachgrübeln,

was mit Papa geschehen ist? Willst du weiterhin auf ein Wunder warten, dass dein Freund endlich mehr Zeit mit dir verbringt oder dir womöglich sogar einen Antrag macht? Willst du weiterhin auf ein Wunder warten, dass du den richtigen Job oder deine Bestimmung findest?

«Oder», höre ich *Papa* sagen, «du springst. Es können lediglich zwei Dinge geschehen. Entweder der Sprung glückt und du wirst eine Wahnsinnsfahrt haben.»

«Oder?», frage ich meinen Grossvater in Gedanken.

«Nun ja. Oder der Sprung missglückt», antwortet er.

«Missglückt? Was meinst du damit?», denke ich und bin schon beinahe dabei, meinen Rucksack zu schultern und aus dem Flughafengebäude zu fliehen.

«Ach, Prinzessin, tu jetzt nicht so. Was kann denn im Leben schon schiefgehen? Leben ist stets lebensgefährlich. Das Einzige, das ich bereue, sind all die Dinge, die ich in meinem Leben *nicht* gemacht habe. Nur das kann schiefgehen. Dass du *nicht* lebst. Dass du *nichts* wagst. Dass du *nicht* springst. Dass du jetzt *nicht* in dieses Flugzeug steigst und damit wohlmöglich einen phänomenalen Trip verpasst. Das kann sein. Also bewege deinen hübschen Po und steig jetzt ein, bevor sie das Gate schliessen!», befiehlt mir mein Grossvater.

Du hast recht. Ich muss was tun, damit was geschieht. Und auch wenn das lediglich das Besteigen dieses Flugzeuges ist. Ich muss mit dieser blöden Warterei auf ein Wunder aufhören!

Und so erhebe ich mich zittrig, aber entschlossen vom Sitz, begeben mich als letzte Passagierin zum Pult der Fluggesellschaft und gehe an Bord.

Boarding

Der Flug von Madrid nach Quito ist bis auf den letzten Sitz ausgebucht. Die Passagiere zwingen sich entschuldigend aneinander vorbei, um das Gepäck für den zwölfstündigen Flug zu verstauen. Um nicht Teil dieser dumpfen Hektik zu werden, setze ich mich gleich auf meinen Platz und vergrabe mich hinter meinem historischen Roman «Das Montglane-Spiel».

Inmitten des Menschenknäuels entdecke ich unerwartet zwei lächelnde Augen, die von streng nach hinten gekämmten, dunklen Haarwellen umrahmt werden und zu einem hochgewachsenen Mann in einem lachsfarbenen Pullover gehören. Die Aktentasche schützend vor der Brust und sich ebenfalls ständig entschuldigend, schält er sich aus der Masse und kommt immer näher, bis er neben meiner Sitzreihe stehen bleibt. Ich vergrabe rasch meinen Blick in mein Buch, damit er nicht merkt, dass ich ihn beobachtet habe, und schaue erst wieder auf, als er mich anspricht.

«Excuse me. Is this seat free?»

«Yes, please», antworte ich ihm, gebe die Armlehne in der Mitte frei und rutsche auf meinem Sitz weiter links zum Fenster, damit er sich installieren kann. Es sind die zwei besten Sitze in der zweiten Klasse, da sie direkt neben dem Notausgang sind. Man hat praktisch so viel Beinfreiheit wie in der Business-class – zahlt aber erheblich weniger.

Endlich scheint sich das Chaos zu beruhigen. Die letzten SMS werden gecheckt. Einer verabschiedet sich noch am Telefon von seiner Liebsten. Routinemässig greife ich nach meiner Tasche, um mein Handy ebenfalls auszuschalten, als mir einfällt, dass ich es gar nicht mitgenommen habe. Das liegt zu Hause in einem Plastikbehälter. Ich will mich auf der Reise total der Natur und der Einsamkeit hingeben. «Back to the roots», habe ich es ständig heroisch meinen Freunden gegenüber angekündigt. Da wäre das Handy ein Störfaktor. Jetzt aber werde ich leicht unruhig, da ich nun diese eingefleischte

Bewegung, das Handy vor dem Abflug auszuschalten, nicht machen kann. Ist das alles wirklich eine gute Idee? Unbezahlte Ferien, Flug nach Südamerika, Besuch der Familie meiner Freundin in Quito?

Nun ja, irgendwie kommt dieser Gedanke ein bisschen verspätet, da das Flugzeug mit einem leichten Ruck bereits rückwärts losrollt.

«Na toll Agnes, echt gut gemacht», brumme ich vor mich hin.

«Everything okay?», fragt mich der lachsfarbene Pullover neben mir und lächelt entspannt.

«Ja, alles klar», antworte ich ihm auf Englisch. «Es ist nur mein erster Flug nach Südamerika.»

«Gehen Sie auch zum ersten Mal trekken?» Er zeigt mit hochgezogenen Augenbrauen auf meine nigelnagelneuen Wanderschuhe.

«Ähm, nein. Ich gehe viel wandern», flunkere ich. «Meine alten Wanderschuhe waren aber schon sehr abgenutzt. Leider hatte ich noch keine Zeit, die neuen einzulaufen», sage ich mehr zu meinen frisch imprägnierten Schuhen als zu ihm, damit meine Schwindelei nicht gleich auffliegt.

Ich kann echt nicht lügen. Ich mache dabei immer etwas falsch. Zu Beginn scheinen meine Geschichten noch glaubwürdig, doch plötzlich bekommt die Fassade einen Riss. Und dann zwei. Und dann drei. Bis die ganze Wand einstürzt und ich ganz klein und mit hochrotem Kopf dahinter zum Vorschein komme.

«Aha», erwidert er diplomatisch. «Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen einige Tipps zum Trekken in Ecuador geben. Ich lebe nämlich dort und bin früher sehr viel auf Trekking-Touren gegangen. Vor vielen Jahren bin ich sogar bis zum Base Camp vom Mount Everest gestiegen.»

Wow, was für ein Glück, dass ausgerechnet dieser erfahrene Trekker neben mir platziert wurde, denke ich. Und ein bisschen Glück werde ich auf dieser Reise wohl auch brauchen, denn ich habe keine Ahnung, wohin ich eigentlich fliege. Okay, der Flug geht nach Ecuador, so viel weiss ich. Aber das wars. Ich habe nichts – und wenn ich sage nichts, dann meine ich wirklich nichts – über dieses Land gelesen.



Ich war schon immer so «go with the flow». Ich kaufe zwar die Reisebücher, aber ich lese sie nicht wirklich. Ich weiss nicht, ob es nur daran liegt, dass ich zu faul bin. Oder vielleicht einfach daran, dass ich nicht die Entdeckung anderer entdecken möchte. Dass ich vielmehr selbst auf die Strasse treten und mich vom Wind in die richtige Richtung wegstreten lassen möchte.

Okay, ich gebe es zu, ich bin zu faul, um die Reisebücher zu lesen!

Und so breche ich auch diesmal auf. Ein Rucksack gefüllt mit den nötigsten Utensilien für meine Reise durch Südamerika: Feuchtigkeitscreme für den Morgen, reichhaltigere Creme für die Nacht – meine Haut braucht viel Pflege. Wasserlösliche Wimperntusche für den Alltag und wasserfeste Wimperntusche, falls es regnet. Parfum von Dior, natürlich nur ein kleines Fläschchen, falls es gestohlen werden sollte. Ein ganzer Plastiksack voller Medikamente, der bereits die Hälfte meines Rucksackes ausfüllt. Der iPod mit meiner Lieblingsmusik. Ich brauche Musik für jegliche Situation: Norah Jones zum Kochen, Jamiroquai zum Joggen, «Highway to Hell» auf der Autobahn und Buddha-Bar bei meiner Arbeit, um mich auf das monotone Ausfüllen der Excel-Tabellen einzustimmen. Der historische Roman und mein erster «Lonely Planet», der wie ein halber Schinken schwer ist, dürfen natürlich nicht fehlen.

Ohne meine historischen Romane hätte ich die Geschichtsmatur vermutlich sowieso nicht bestanden. Wobei es mir immer noch besser ergangen ist als einem meiner Klassenkameraden, der mich nicht nur in Sachen Nicht-Lernen, sondern auch bezüglich Fettnäpfchen überflügeln konnte. Meine Zwischenprüfungen vor der Matur werde ich nie vergessen. Wir waren eine kleine Gruppe von vier Personen, die die mündliche Prüfung in Biologie zum Besten gaben. Ich dachte bis dahin, dass es keinen Menschen auf diesem Planeten gibt, der weniger lernt oder in schlimmere Fettnäpfchen treten könnte als ich. Fehlanzeige. Ich verneige mich vor meinem Klassenkameraden, dem die Ehre gehört, mich von diesem Thron gestossen zu haben.

Als der Prüfungsexperte ihn in der Biologie-Prüfung zur Fortpflanzung der Pilze befragte, blieb er einfach cool und gab keinen Ton von sich. Wie ein Buddha im Zen, ganz ruhig und ausgeglichen, als ob er gerade eine Astralreise unternehmen würde. Der Experte wiederholte seine Frage, doch mein Klassenkamerad blieb eisern. Keine Antwort.

«Wären Sie so freundlich und würden bitte antworten?», wurde der Experte langsam ungeduldig.

«Ich habe keine Ahnung» kam es, verständnisvoll für seine Neugierde, zurück.

So cool möchte ich auch sein, falls ich keine Ahnung habe, dachte ich damals, wie ich mit ein paar anderen Schülern so neben ihm sass und darauf wartete, selbst ins Verhör genommen zu werden.

«Nun gut», fuhr der Experte fort. «Bleiben wir bei den Pilzen. Welche Pilzarten kennen Sie?»

Das Zen breitete seine Aura über meinen Klassenkameraden aus und es kam immer noch keine Antwort.

«Sie werden doch wohl wenigstens eine Pilzsorte kennen?», donnerte der Experte.

«Hmm, nun ja», sinnierte er jetzt gemächlich. «Da wäre zum Beispiel der Fusspilz.»

Weiter kam er nicht, da ich in ein derart lautes Gelächter ausbrach, dass ein Weitersprechen oder Zuhören gänzlich unmöglich war. Ich grölte, quietschte und prustete. Im Nach-

hinein glaube ich, dass mein Klassenkamerad für mein Gejauchze dankbar war, da ich damit seine fünfzehnminütige mündliche Prüfung erheblich verkürzt habe. Aber auch ohne meinen Lachanfall hätten sie vermutlich einige Sekunden lang geschwiegen, denn dem Experten blieb vor Staunen über die kreative Antwort der Mund offen. Er starrte ihn an, als ob tatsächlich Buddha selbst erschienen wäre.

Seit diesem Tag bewunderte ich meinen Klassenkameraden nicht nur für die innere Ruhe, die er ausstrahlte, sondern auch für seine Schlagfertigkeit. Beides Dinge, die ich jetzt im Flugzeug gebrauchen könnte, nachdem die magische Anziehungskraft meiner Schuhe den Sitznachbarn auf mich aufmerksam gemacht hat. Aber immerhin sind wir auch ohne Schlagfertigkeit und innere Ruhe ins Gespräch gekommen. Denn wäre dies nicht geschehen, wäre wohl meine Reise durch Südamerika ganz anders verlaufen.

Startklar

Der Captain macht die Durchsage, dass sich das Flugpersonal auf ihre Sitzplätze begeben soll, da wir augenblicklich starten werden. Alle Handys werden verstaut. Ich schalte gedanklich meins zu Hause in der Plastikkiste ebenfalls aus. Eine entspannte Ruhe kehrt im Flugzeug ein. Aber erst als ich die Gesichtszüge und Bekleidung der Passagiere länger betrachte, begreife ich den Hintergrund dieser Entspantheit. Ich bin praktisch die einzige Urlauberin. Alle anderen sind Ecuadorianer und fliegen nach Hause.

Nach Hause. Ich werde jetzt für längere Zeit kein richtiges Zuhause mehr haben. Aus dem Rucksack leben. Filterkaffee statt eines kräftigen Italieners zum Frühstück haben. Wir reden übrigens hier immer noch über Kaffee! Herumwandern, ohne festen Wohnsitz. Wandern? Was macht eigentlich mein Trekking-Guide?

Verstohlen blicke ich über meine rechte Schulter und bemerke zu meinem Erstaunen, dass mein Sitznachbar bereits eingeknickt ist. Er ist derart entspannt, dass ich das leichte Säuseln durch seine vollen Lippen hören kann. Und während das Flugzeug auf dem Asphalt zu seinem Startpunkt rumpelt, lehne ich zur Beruhigung meinen Kopf an die Kopfstütze. Intuitiv beginne ich zu beten. Ich weiss nicht, wo die Grenze zwischen Beten und Selbstgespräch liegt, aber ich glaube, dass es sich bei meinen Gedanken um Gebete handelt, während der Captain den Gashebel voll durchdrückt. Die Startwucht presst mich in den Sitz und mein Körper hüpfte durch die Vibration leicht auf und ab. Ich kralle voller Verzweiflung meine manikürten Fingernägel in die Armlehne und versuche mich meinem Körperhüpfen anzupassen.